

Eine Gespenstergeschichte aus dem Frankreich des 18. Jahrhunderts.

Von E. Lafiere.

Zwei Brüder aus allem lothringischen Adelsgeschlecht hatten zwei ungefähr gleichaltrige Söhne. Die beiden jungen Herrn von Lacour liebten sich brüderlich und ihre größte Freude war, beieinander sein zu können. Das ließ sich nur im Sommer auf längere Zeit ermöglichen, wo der eine der jungen Leute, der in Paris die hohe Schule besuchte, seine Ferien auf dem Schloß seines Onkels zu verbringen pflegte. Sein Vetter studierte in einer dem väterlichen Schloße benachbarten Hauptstadt, und so kam es, daß nur die Ferienzeit sie vereinigte.

So hatten beide neunzehn heitere Lebensjahre zurückgelegt und ihren glücklichen Vätern durch die Schönheit ihrer körperlichen Entwicklung, durch Fleiß in ihren Studien und lebenswichtige Aufführung in der Gesellschaft die reinste Freude bereitet und sie zu den größten Hoffnungen für ihre Zukunft berechtigt.

Wie alljährlich, so war auch als Neunzehnjähriger der junge Chevalier von Lacour mit seinem alten Erzieher, dem Abbe Aubibert, auf das Schloß seines Onkels gereist, um seine Ferien dort zu verbringen. Das Leben, das er als Gast auf dem feudalen Herrenhof zu führen pflegte, bildete eine Kette von harmlosen Vergnügungen. Spaziergänge, Jagd, Fischfang, Ausflüge zu Pferde, Besuche in den benachbarten Schlössern, Empfang von Gegendbesuchern lösten sich ab und pflegten den Gästen des Schloßes die Zeit aufs angenehmste zu füllen.

An einem der ersten Tage seiner Anwesenheit kam beim Abendessen, an dem eine zahlreiche Gesellschaft theilnahm, das Gespräch auf Spulgeschichten und Gespensterglauben. So merkwürdig es klingen mag, diese Versammlung aufgeklärter Geister schien ein eigentümliches Vergnügen darin zu finden, sich die Phantasie mit Hingebenen vollzupropfen, von denen eines immer lächerlicher und schrecklicher war als das andere.

Diese Unterhaltung bildete das Thema des Abends, das von jedem Tischgenossen mit Eifer weiter ausgesprochen wurde. Alles brannte förmlich darauf, seine Geschichte zum Besten zu geben, die genöthigt die des Nachbarn noch übertrumpfen sollte. Nur der junge Chevalier lachte und zuckte die Achseln über das dumme Zeug und bestritt entschieden jede Berechtigung und Wahrscheinlichkeit der ganzen Spulgeschichten aus der vierten Dimension.

„Du glaubst also nicht an Gespenster?“ fragte ihn sein Vetter mit einem forschenden Blicke. „Nein, wirklich nicht,“ entgegnete der Chevalier, „und ich stehe Dir dafür, daß ich Zeit meines Lebens nicht daran glauben werde.“

Der junge Mann machte eine Kopfbewegung, die der Chevalier nicht bemerkte. Sie schien etwa auszurufen: „Warte nur, man wird Dich schon noch daran glauben lehren!“

Mit dem Abendessen ging auch die gruselige Unterhaltung zu Ende, und bald zog sich der junge Chevalier mit seinem Erzieher, dem Abbe Aubibert, in ihr gemeinsames Zimmer zurück. Der alte Herr, der schon jahrzehntelang im Dienste der Familie stand, gewohnte heute zum ersten Male das Unbehagliche des weiten Raumes. Die schweren, eigenen Möbel mit ihren geschnittenen Drachenköpfen und Adlerklauen, die alten, kostbaren Bilderrahmen, aus denen seltsam in schwere Brokate und hohe Halskrausen gekleidete Männer und Frauen von den Wänden herabstarrten, erhöhten trotz gebiegender Pracht nur den unheimlichen Eindruck des großen Gemaches. Das Schloß gehörte zu jenen wichtigen gothischen Palästen, deren massige Bauart den Sturm der Zeiten überdauert hatte, ein imponirendes Denkmal der Adelshegemonie. Der Bau bildete ein vollkommenes, weißliches Viereck. An jeder Ecke erhob sich, den vier Himmelsrichtungen entsprechend, ein starker, befestigter Thurm. Zwischen diesen Thürmen zogen sich die zahlreichen Gemächer hin. Thüren und Fenster aller Räume gingen auf eine Terrasse, die die vier Thürme verband.

Die Wichtigkeit des gothischen Stils war dem Schloße bei allen baulichen Veränderungen erhalten geblieben. Aber statt der kleinen, bemalten und mit Wappen geschmückten Fenster hatte man große Fenster aus weißem Glas angebracht, die damals, aus Böhmen nach Frankreich importirt, als kostspielige Neuheit sehr in Mode gekommen waren. Das Gemach, das der Abbe mit seinem Jüngling bewohnte, hatte fünf solche großen Fenster, von denen eins die nach der Terrasse führende Thür bildete. So beherrschte der statliche Raum fast vier Wochen lang den Abbe und seinen Jüngling, deren Ferien in ungetrübter Heiterkeit verstrichen. Das Landleben entfaltete ihnen alle seine Reize. Die von ihren Gafreunden

immer neu erfundenen Zerstreungen erhöhten durch ihre Mannigfaltigkeit den Zauber jeder einzelnen. Dabei schlossen sich die beiden Vetter immer inniger aneinander an, so daß sie oft scherzend die Ungetrennlichen genannt wurden. Mit gruseligem Gespenstergeschichten waren die Gemüther nicht wieder beunruhigt worden. So war das Schloß und sein herrlicher Park seinen Gästen ein Stück irdisches Paradieses, aber die Hölle veränderte die Szene und ließ Verwirrung, Blut und Thränen auf Freude, Ruhe und Glück folgen.

Eines Abends versammelten sich nach einem besonders lustig verbrachten Tage die zahlreichen Gäste zum Abendessen. Vorzügliche Küche, seine Wärme und lebenswichtige Unterhaltung steigerten mit jeder Minute den Frohsinn der Gesellschaft. Endlich, zu weit vorgedrückter Stunde, begab sich alles zur Ruhe, nachdem unter freundlichen Umarmungen die Hoffnungen ausgesprochen worden war, am nächsten Morgen die Freunde des vergangenen Tages fortzuführen.

Auch der junge Chevalier zog sich auf sein Zimmer zurück, von seinem Erzieher begleitet. Dieser nahm seiner Gewohnheit gemäß vom Schlafengehen sein Bewehr zum Hand und setzte sich damit zu dem lustig flodernden Kaminfeuer, das jeden Abend angezündet wurde. Die Septemberrächte begannen schon recht frisch zu werden, was sich besonders in den weiten Gemächern des Schloßes fühlbar machte.

Indessen hatte der junge Chevalier nach kurzem Nachtgähnen angefangen, sich zu entschlafen. Blötzlich zerdrückte mit fürchterlichem Getöse eine der großen Scheiben des Mittel Fensters und die Scheiben fielen klirrend auf das Parkett.

Der alte Lehrer ist vor Schreck halb versteinert. Mit weit geöffneten Augen starrt er ins Leere, unfähig, einen Laut hervorzubringen. Giltig wirft der Chevalier seinen Rod wieder über, greift nach seinem Knecht und stürzt an das zerbrochene Fenster, aus dessen Richtung der zitternde Greis bald darauf Waffengeklirr vernimmt.

„Wer Du auch sein mögest, ob Mensch oder Teufel; es wird Dir nicht gelingen, mich zu erschrecken!“ ruft der Chevalier.

Nicht lange und der Lärm verstummte. Der junge Mann kam zurück und setzte sich zum Feuer. Er war bewegt, aber seine Haltung verrieth unerschütterliche Festigkeit. „Was haben Sie gesehen?“ stotterte der Abbe noch ganz fassunglos. „Ich weiß nicht, was es ist. Wenn sich ein Spahpögel den schlechten Scherz macht, mir Furcht einjagen zu wollen, so soll er an die unrichtige Adresse gekommen sein.“

Aber ich hörte doch Säbelgeklirr!“ hauchte der Abbe mit furchtsamen Blicken nach dem zerbrochenen Fenster, durch das der Nachtwind den unheimlichen Ruf eines Räuaders hineintrug.

„Ja, ein sehr langer Degen wurde mit von einem riesigen, nackten mit Blut besudelten Arm entgegengeschleudert.“ Raum hatte er das gesagt, als zum zweiten Male lautes Klirren die stille Nacht durchhallte, und die dem Kamin gegenüberliegende Fensterscheibe in tausend Stücken ins Zimmer fiel. Diesmal sah der Abbe auch den riesenhaften Arm, der ein langes Schwert ins Gemach hineinstreckte, als wolle er den Chevalier herausfordern.

„Das muß ein Ende nehmen!“ rief dieser und stürzte mit blanzgezogenem Degen nach dem Fenster. Dort stieß er das drohende Schwert mit dem feingliedrigen, drückte den unheimlichen Arm mit der linken Hand fest gegen den Rahmen des zerbrochenen Fensters und führte mit seinem Degen durch leere Öffnung einen heftigen Stoß nach außen.

Darauf zog sich der Arm, den er losließ, von selbst zurück und ließ das Schwert ins Zimmer fallen. Dann erscholl ein langer Seufzer, dem tiefes Schweigen folgte. Wandtief schleppte sich der Chevalier zum Kamin und fiel dort bewußtlos in einen Sessel.

Der Abbe wollte ihm sofort zu Hilfe eilen, da piffte der Wind wieder so heftig durch die zerbrochenen Scheiben ins Zimmer, daß er das Licht zu löschen drohte. Mit zitternden Händen zog der atemgärrige Mann alle Vorhänge zu, was er sonst erst beim Schlafengehen zu thun pflegte. Die geschlossenen Gardinen schienen ihm wie ein Schutz gegen den nächtlichen Spuk zu sein, er gewann genug Kraft, um wieder, um dem Ohnmächtigen zu helfen. Seine Bemühungen hatten bald Erfolg. Verwirrt schlug der junge Mann die Augen auf und sah sich mit unstillen Blicken um. Der Abbe sagte etwas zu ihm, aber er hatte nicht die Kraft, zu antworten. Ganz langsam kehrte ihm erst die Erinnerung zurück und er fragte mit düsterer Stimme: „Haben Sie nichts gehört?“ „Ein wehes Seufzen“, antwortete der Abbe.

„Ach, dieses Seufzen bedrückt mich das Herz. Was für einen Stoß habe ich gefühlt? In wessen Brust ist mein Degen gebunden?“ „Was? Sie glauben Jemand verunmündet zu haben?“ „Ich fürchte sehr. Ich stieß nicht in leere Luft, sondern fühlte mein Eisen in etwas eindringen, das ihm Widerstand entgegensetzte. Da schien mir das Herz stillzustehen. Ich hatte kaum die Kraft, mich zu dem Sessel zu

schleppen, wo mir die Sinne schwanden.“ Der Abbe hob den Degen auf, den der junge Mann hatte fallen lassen, und bemerkte mit Entsetzen, daß er ganz blutig war. Er konnte ihm diese fürchterliche Entdeckung nicht verbergen. Mit gruseligem Gespenstergeschichten waren die Gemüther nicht wieder beunruhigt worden. So war das Schloß und sein herrlicher Park seinen Gästen ein Stück irdisches Paradieses, aber die Hölle veränderte die Szene und ließ Verwirrung, Blut und Thränen auf Freude, Ruhe und Glück folgen.

Ein Schläfengedenke dachten beide nicht mehr. Der Chevalier entschloß sich, den Rest der Nacht am Kaminfeuer zu verbringen, und sein Lehrer leistete ihm Gesellschaft. Von Zeit zu Zeit suchte dieser ein Gespräch anzubahnen; aber da er keine Antwort erhielt, schwieg er schließlich. Ab und zu erhob er sich mühsam, nahm den Degen, harrete auf das Blut, warf ihn dann wieder weit von sich, ging mit großen Schritten in dem weiten Gemache umher, unverständliche Worte murmelnd. Einmal nur hobste er vernehmbar auf: „Große Witter! Wär's möglich? Diese entsetzliche Ahnung! Es wäre mein Tod!“

So brachten sie die fürchterlichste Nacht zu, der ein noch viel schlimmerer Tag folgte. Es war kaum fünf Uhr Morgens, die Schloßuhr hatte eben geschlagen, als leise an die Thür geklopft wurde. Auf die Frage, wer da sei, antwortete die Stimme eines Bedienten: „Bitte, machen Sie auf. Ich komme von Herrn von Lacour, der Sie beide bitten läßt, sich baldigst zu ihm zu bemühen.“

Schnell brachten sie ihren Anzug in Ordnung, wobei der von Seelenqualen halb vernichtete Chevalier sich ganz der Hilfe des Dieners überließ, der sie sogleich zu dem Schloßherrn führte. Sie fanden ihn ganz fassunglos, mit dem Ausdruck höchster Verzweiflung in den vornehmen Zügen. Raum erblickte er die Eintretenden, als er ihnen mit dem schmerzgefüllten Ausruf entgegensteuerte: „Ach, Herr Abbe, oh, mein geliebter Neffe, helfen Sie dem unglücklichsten Vater!“

„Um Gottes willen,“ schrie der Chevalier mit versagender Stimme auf. „Bald habe ich keinen Sohn mehr.“ fuhr Herr von Lacour fort. Eine unbekannt Hand... heute Nacht...! Komm, Neffe, folge mir... Mein Sohn kennt seinen Mörder, aber er will seinen Namen nur vor Dir nennen. Um ihm diesen Wunsch zu erfüllen, habe ich Dich so früh rufen lassen.“

Unbeweglich, Todesblässe auf der Stirn, stand der junge Mann da, unfähig, zu reden oder einen Schritt zu thun. Sein Antlitz ergriff seine Hand, der Abbe die andere, er wartete. Mit Mühe hielten ihn beide aufrecht. Endlich kam wieder Bewegung in ihn. Mit dem Ausdruck tiefsten Schmerzes rief er aus: „O mein Onkel! Ich folge Ihnen!“ Der Diener schritt mit einem Licht voraus und führte sie in ein Gemach, wo sich ihnen ein herzzerreißender Anblick darbot.

Viele Menschen umgaben in den verschiedensten Stellungen der Bestürzung, des thränenreichen Schmerzes das im Zimmer stehende Bett, unter dessen zurückgezogenen Vorhängen sich das wachsbliche Antlitz eines schönen, zwanzigjährigen Jünglings erblicken konnte. Bewegungslos lag er da, mit halberloffenen Augen, fahlen Lippen, und die feinsten Schatten eines verfrühten Todes zitterten über sein hartes Antlitz. Die Stille in dem unheilvollen Raum wurde nur von Seufzern, Klagen und Schluchzen unterbrochen.

Eine junge Dame kniete am Bett, den Kopf auf die Hand des Verwundeten gestützt, die Augen in ihr thränenfeuchtes Tuch gedrückt. Es war seine Schwester, die kein Zuspruch hatte bewegen können, sich von ihrem unglückseligen Bruder loszureißen.

„Mein Sohn! Mein Freund!“ riefen Herr von Lacour und sein Neffe wie aus einem Munde und warfen sich vor dem Bette auf die Knie.

Von dem klagenden Schrei und der verursachten Bewegung des Bettes wurde der Verwundete, den der Tod schon gepackt hielt, noch einmal zum Bewußtsein gebracht. Er erkannte seinen Vetter, entzog seiner Schwester sanft die Hand und machte ein Zeichen, daß er sprechen wolle. Alles schweig, und mit matter Stimme sagte er: „Endlich bist Du da, mein Freund. Ich danke dem Himmel, daß er mir das Leben bis zu diesem Augenblicke gelassen hat. Vater, ich habe versprochen, Ihnen vor Lacour meinen Mörder zu nennen. Nun... ich bin es selbst! Ich allein habe den Faden meiner Tage durchgeschnitten!“

„O ich Unglückseliger, nur ich bin Dein Mörder!“ rief der Chevalier. „Unterbrich mich nicht, mein Freund, ich habe nur noch wenige Augenblicke zu leben.“

Nach kurzem Stillschweigen fand er wieder Kraft, fortzufahren: „O Vater, nur meine Unvorsichtigkeit hat alles verschuldet. Ich wollte keinen Muth auf die Probe stellen und bin selber das Opfer meines lächerlichen, abgeschmackten Vorgehens geworden.“

In wenigen Worten, wie es ihm seine Kräfte erlaubten, erzählte er die

Ereignisse der verhängnißvollen Nacht. Dann, sich immer an seinen Vater wendend und oft innehaltend, um Athem zu holen, sagte er: „Ich werde für Sie nicht ganz todt sein, geliebter Vater. Ich lasse Ihnen Lacour als Erben meines Namens, meiner Güter und Ihrer Liebe. Er wird Ihnen den Sohn ersetzen. Aber wer wird ihn über meinen Verlust trösten, als dessen Urheber er sich, ich sehe es voraus, trotz seiner Unschuld anklagen wird? O Vater, möge Lacour wirklich Ihr Sohn werden. Geben Sie mir die süße Gewißheit mit ins Grab... Lacour... meine Schwester... lieben Sie... ich war ihr Freund, ihr Vertrauter... Möge ein heiliges Band sie vereinen... Meine Schwester... theurer Lacour... gebt mir Eure Hände... Vater, versprechen Sie... dieser letzte Wunsch... ich kann nicht mehr... Leb wohl... alle...“

Der hochberzige junge Mann verschied bei diesen Worten. Die nun folgenden Schmerzesausbrüche seiner Verwandten und Freunde zu beschreiben, ist unmöglich. Lange kämpfte der Chevalier mit einem Nervenfieber, und seine Cousine gab sich ebenfalls ganz einer fassunglosen Verzweiflung hin. Der unglückliche Vater war genöthigt, seine eigene Betrübnis vor ihnen zu unterdrücken, um sie zu schonen.

Der junge Chevalier hat die Erinnerung an sein düsteres Abenteuer niemals verwirren können. Trophem das Glück ihm äußerlich überall begünstigte und ihm eine glänzende militärische Laufbahn beschiedener war, lehrte ihn einstiger Frohsinn nie mehr zurück. Bis an sein Lebensende bewahrte er seiner Cousine eine treue, unwandelbare Liebe, aber er konnte sich nicht entschließen, die Schwester des von seiner Hand Getödteten als Gattin in seine Arme zu nehmen.

Das Luftschiff der vierten Kompagnie. Humoreske von K a l p h u. K a w i y.

Im blauen Salon des Herrn Oberst Krätlin sah die Gattin des gestrigen Regimentkommandeurs, während er selbst hinter ihrem Sessel lehnte. Vor ihnen stand im Waffenrock mit Gausletten der jüngste Hauptmann des Infanterieregiments, Herr von Jülander, halb bräutigam, halb chavalarest, halb militärisch, seine Werbung um Fräulein Alsa das einzige Töchterlein des Hauses mit geziemenden Worten vor.

Der Erfolg dieser Werbung war, daß Frau Mama huldvoll lächelte und Herr Papa grimmig den schwarzen diden Schnurrbart strich. Dann ergriff die Oberstin das Wort. Sie habe schon lange bemerkt, daß die beiden jungen Leute sich gerne hätten und sei gerne willens, die Zukunft ihres Kindes an das Geschick des Bewerbers zu knüpfen. Allein auch der Vater habe ein Wort dabei zu sprechen und bei ihm, als dem Herrn des Hauses, liege die endgültige Entscheidung.

„Bah — hem“, setzte nun Oberst Krätlin selbst ein, „so ist es, mein lieber Jülander, und als Vater nehme ich Sie mit Freuden auf. Aber ich bin nur halb Vater, zur andern Hälfte jedoch unseres höchsten Kriegsherrn gehorsamer und dienstwilliger Soldat. Als solcher muß ich sagen: Ich acceptire als Schwiegerohn nur einen ganz tüchtigen Offizier.“ Hauptmann von Jülander klappete die Sporen zusammen und sah vorchriftsmäßig den Säbel unter dem Ring an. „Haben der Herr Oberst an meiner Kompagnie etwas zu tadeln?“

„Das nicht, Jülander, ich bin recht zufrieden. Aber ich verlange mehr. Ich will eine militärische Kapazität, ein Lumen, verstanden?“

Jülander sah seinen Vorgesetzten fragend an; der Oberst fuhr fort: „Ja, etwas ganz Besonderes, lieber Hauptmann! Was und wie kann ich Ihnen selbst nicht sagen, aber es muß etwas sein, was bei untern Vorgesetzten Aufsehen erregt, was vor Allem dem Regiment Ehre einträgt. Na ja! Bah — hem! Ich habe ja zu Ihnen Zutrauen! Sie werden etwas leisten! Sie sind ja auch Brigadestabkapitän gewesen, Kurz: Ich gebe Ihnen meine Alsa, aber ich gestatte die Veröffentlichung der Verlobung erst, wenn Sie einen großen Coup gemacht haben. Punktum!“

Damit schritt er zur Thür, rief sein blondes Töchterlein, küßte ihr die Stirn und entzog sich dem Sturm der Gefühle durch schleunige Flucht auf das Regiments-Geschäfts-Zimmer. Hier erwartete ihn schon Leutnant Böhlau, der Adjutant, mit einem ganzen Stoß von Schriftstücken; da waren Brigadefehle, Bestimmungen des Generalkommandos über die Herbstübungen, Meldungen u. s. w. Vor Allem aber interessirte den Oberst ein Befehl seines nächsten Vorgesetzten, des Generalmajors Graf Schnuff-Schnuffelwitz, der folgenden Inhalt hatte: „Angeichts der epodemachenden Erfolge des Grafen Zeppelin ist die Annahme zutreffend, daß wir in künftigen Kriegen mit Luftschiffen zu rechnen haben, die, dicht über unseren Stellungen, unsere Absichten und die Ermüdungen der strategischen Leitung zu erforschen und zu durch-

kreuzen bemüht sein werden. Dieses vorausgesetzt, wird es Aufgabe jeder Truppe sein, dem feindlichen Luftkreuzer möglichst Abbruch zu thun. Es ist mithin Aufgabe der Truppenbefehlshaber, fortan das Feuergefecht auch nach oben hin, in die Lüfte, zu lenken. In diesem Sinne ist fortan zu verfahren; ich werde demnächst Gelegenheit nehmen, die mit unterstellten Regimenter kompagnieweise daraufhinzu beschichtigen.“

Als Oberst Krätlin diesen Befehl gelesen, setzte er sich mit seinem Adjutanten hin und stellte einen Entwurf für das neue Luftfeuergefecht her. Die Frau Oberst wartete vergebens mit dem Mittagstische, mit dem Abendbrot, ihr Ehegatten erschien nicht. Durch einen Zufall erfuhr sie, daß der Oberst und der Adjutant sich aus der „Goldenen Traube“, dem einzigen Hotel der kleinen Garnisonstadt, nachmittags um 1/2 6 hatten Unterbröte hinnen lassen; im Uebrigen aber arbeiten sie ohne Unterbrechung, Krätlin diktierend, Leutnant Böhlau schreibend, bis er halb ohnmächtig war.

Erst um 1/2 10 Uhr Abends war der Entwurf fertig, dann aber auch in höchster Vollendung. An Alles und Jedes war gedacht, an Tag- und Nachtschießen, an Wald-, Feld-, Wiesengebiet an Luftinfanterie Luftartillerie Lufttrains, an gepanzerte Luftkreuzer, Luftvorposten, Luftgrößen, Luftnachtrab, Luftbivak, Luftortsbivak, Luftablocken und Luftlagarette. Alles in der Theorie, die nächsten Tage sollten dagegen die Praxis bringen. An die Praxis dachte Krätlin erst, als er wieder zu Hause war und schon im Bett lag. Und da besiel ihn plötzlich ein gewaltiger Schreden, so daß er fast den Nachtschiff umriß: Wie ein Luftschiff herkommen? Heilige Barbara, heiliger Georg, heiliger Marcellus, Schutzpatrone der drei Waffen — ein Luftschiff war schließlich nöthig!

Zuerst beschloß er ein Telegramm an den Grafen Zeppelin zu richten, ob dieser ihm nicht ein Luftschiff für einige Tage leihen möchte. Aber bald sah er ein, daß in Deutschland noch weitere 200 Infanterie-Regimenter an den genialen Erfinden das gleiche Ansuchen stellen könnten; auch schredete ihn der Gedanke, daß der etwaige Gasverbrauch aus der Regimentskasse bezahlt werden mußte. In schwersten Sorgen lag er die ganze Nacht, ohne des Räthfels Lösung zu finden, und mit düsterer Stirne trat er in den Kreis seiner Offiziere, die er für den nächsten Morgen bestellt hatte. Hier wurde Befehl und Entwurf verlesen und dann setzte der gestrenge Kommandeur mit imponirendem Ton hinzu: „Was nun die Darstellung der feindlichen Luftschiffe anlangt, so bleibt dies den Kompagniechefs überlassen. Es wäre zwar ein Leichtes für das Regiment gewesen, auch in dieser Hinsicht Fingerzeige zu geben, allein die Herren Hauptleute mögen einmal selbst den Kopf anstrengen. Im Uebrigen erfahre ich soeben, daß der General schon übermorgen eintrifft; er erwartet natürlich bei dieser Kürze der Zeit gar nichts. Bah — hem! Meine Herren! Wir werden ihn aber mit Fertigkeit kommen. Danke sehr! Guten Morgen!“

Gab das ein Grübeln, Sinnen, Nachdenken und Kopfzerbrechen in der Garnison! Ach du lieber Himmel! Lange fiel den Kompagniechefs gar nichts ein; dann aber stürzte sich ihr Verstand, und Jeder fand einen Gegenstand, der als Luftschiff herhalten sollte. Hauptmann Schulze ließ seine Leute nach Wolken zielen und hoffte inbrünstig, daß es am Besichtigungstage Wolken geben werde. Hauptmann Müller entschied sich für einen Taubenschwarm, der jeden Tag munter über dem Exerzierplatz kreifte; durch zwei Unteroffiziere ließ er für 2 Mark 75 Pfennige Hafertörner an verschiedenen Stellen austreuen, um die lieben Thierchen ja herbeizuloden. Hauptmann von Schmidt kaufte Papierdrachen und ließ zehn Mann damit üben; „Wind“ hieß sein Stoßgebet und zwölfmal des Tags lief er zum Barometer, um nachzusehen, ob das Wetterglas auch hüßlich auf „Regen oder Wind“ fallen werde. Hauptmann Lehmann konstruirte ein Blechschiff, welches an Telegraphenstangen, die an einer

Seite des Exerzierplatzes vorbeiführten, entlanggezogen werden sollte. Auch Jülander hatte sich etwas ausgedacht, aber er brachte es nicht an die Öffentlichkeit, sondern übte mit seiner Kompagnie ganz abseits hinter dem Walde, wo ihn Niemand sah. Der Besichtigungstag kam und Graf Schnuff zeigte sich hoch erfreut, als er ein fertiges Luft-Reglement vorband; er fargte nicht mit Lobspriechen und war ganz besonders auf die praktische Ausführung erpicht. Aber ach! Die stand nicht auf der genialen Höhe der Theorie. Es war ein herrlicher, sonniger Sommertag. Keine Wolke stand am Himmel, kein Blättchen regte sich, kein Papierdrache stieg auch nur drei Zoll. Bei dem großen Waffengeföle vertraute sich kein Raubvogel auf den Exerzierplatz, geschweige denn gar ein zarter Taubenschwarm. In dem Blechschiff verding sich an den Telegraphenstäben. Alles mißglückte. Die Hauptleute Müller, Schulz, von Schmidt, Lehmann ließen traurig die Köpfe hängen. Graf Schnuff lächelte ironisch. Oberst Krätlin lachte vor verhaltener Wuth.

„Ja, ja, lieber Krätlin — es ist noch nicht! Ranu noch der Hauptmann von Jülander mit seiner Kompagnie — na los, Jülander!“ Und siehe da etwas Wunderbares zeigte sich jetzt: Langsam erhob sich hinter einem Busch eine längliche, zigarrenförmige Hülle aus Seidenpapier, in der zwei Dutzend der bekannten Kinderballons untergebracht waren; ein Unteroffizier hinter dem Gestrüpp hielt das Monstrum an dünnem unsichtbarem Faden und bewegte es nach rechts und links.

„Kompagnie, Achtung! Luftschiff! Halblinks, dreiviertel Höhe, Flugpatrone 12000! Schützenfeuer!“ „Rads, rads, rads, rads, rads — begann das Schießen. Den Leuten machte die Sache riesigen Spaß; sie knallten wie die Besessenen, und zwei ganz freie Gefreite auf dem linken Flügel, die niemand sehen konnte und auch niemand sah, weil alle nur das Luftschiff anblickten, luben jedesmal ein wenig Hühnerschrot vor die Flugpatrone.

So kam es, daß nach einiger Zeit der Ballon getroffen wurde und niederfiel. „Jamos, jamos!“ schrie Graf Schnuff, „jochartig, der reine Zeppelin! Jülander, Sie sind ein Ingenium. Den Deisel auch, wie sind Sie auf die geniale Idee gekommen? Das Bieft sieht echt aus, daß man sich fürchten könnte und immer denkt, sie werden gleich niederschlagen!“

Graf Schnuff strahlte also, Oberst Krätlin strahlte, Jülander strahlte, das ganze Regiment strahlte! Unter rauschender Musik ging es vom Platz in die Stadt zurück, und die Musketiere sangen zur Melodie des alten Meserliedes die vom Gefreiten Knutsche (der mit Schrot geschossen hatte) schnell gebildeten Verse: „Augen auf! Seht nur hin! Da kommt schon der Zeppelin! Knacks und Knacks! Hat ihm schon! Komm nur runter, Luftballon!“

Danach war Frühstück im Regimentskafino mit Damen. Alsa Krätlin sah reizend aus in rosa Tüll und weißen Netzen. Als der erste Seilpropfen knallte, erhob sich Graf Schnuff, drückte seine Freude über die gelungene Vorstellung aus und prädicirte dann dem erlauchten Offizierkorps zwei Brautleute: Jülander und Alsa.

„Wir gratuliren herzlich“, sagte er, „möchte Ihnen alles Gute und Liebe erblicken! Möchten Sie allezeit im siebenten Himmel schweben, so schön und herrlich wie das lenkbare Luftschiff der vierten Kompagnie! Hurra!“

Der Stadtschreiber. Dame (auf einem Balle, als ein sehr ungeschickter Tänzer ihr wiederholt auf die Knie tritt): Sie sind wohl sehr für Fußball, Herr Müller?

Lebenserfahrung. Alter Junggeselle: „Als ich jung war, glaubte ich mich um die Gunst der Mädchen bemühen zu müssen, als ich älter wurde, merkte ich erst, daß die Mädchen sich um unsere Gunst bemühen!“

Der Stadtschreiber. „Kinder, Landwirtschaft muß auch nicht sein. Man kriegt schon hier ganz mächtigen Durst von vielen Dreschen!“

